

Vernissage

Autor(en): **Steenken, Eduard H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nerven zu viel. Er entfloh in seinen schützenden Wald, und Fitzli-Putzli kehrte unter die schirmende Laube zurück.

Drei Tage war Joggi beleidigt und kam nicht. Am vierten Tag stellte er sich wieder ein und meldete vom Ahorn aus mit seinem Kroah, dass er Hunger habe.

Meine Annahme, dass Joggi ein hartgesottener Junggeselle sei, erwies sich als falsch. Denn im dritten Jahr unserer Bekanntschaft erschien er mit einer Rabin, die zierlicher und scheuer war als er. Sie kam selten und wann, dann nur, um ihn abzuholen, wenn er in den Cutigkeiten schwelgte, die ich ihm aufs Fensterbrett legte. Sie erinnerte an eine strenge Ehefrau, welche den Mann aus dem Wirtshaus holt. Sie kam nie ans Fenster, blieb im Ahorn sitzen und stiess ein schrilles Gekrächz aus, das wohl heissen sollte: «Wirst du endlich heimkommen, alter Süffel?» Früher hatte Joggi nie etwas mitgenommen, sondern alles an Ort und Stelle verzehrt. Jetzt, wenn sie rief, nahm er ein Stück Fleischabfall oder was ich ihm vorsetzte, in den Schnabel und verschwand Richtung Wald.

Ich schloss daraus, dass das Paar Junge im Horst haben musste. Es brauchte wochenlange, mühsame Streifereien durch das unwegsame Gebirgsgelände, bis ich das aus starken Aesten und Reisern solid gebaute Nest fand. Es lag, für Menschen und anderes Raubgesindel völlig unzugänglich, in einer Mulde einer überhängenden Felswand. Vom jenseitigen Rand der Schlucht aus konnte ich, durch Büsche gedeckt, gut beobachten. Es war Mitte April und drei spatzen-grosse Rablein liessen sich von den Alten füttern. Ich konnte ihre Entwicklung verfolgen, ihre ersten Flugversuche und schliesslich ihren Abschied am Horst. Im nächsten Jahr, das einen ungewöhnlich milden Winter aufwies, wurden zwei Junge ins Leben entlassen. Dann kam ein sehr böser, harter Winter mit hohem Schnee und grosser Kälte. Massenhaft ging das Wild zugrunde. In unmittelbarer Nähe der Hütte fand ich nicht weniger als drei Rehe, von Füchsen schon halb verzehrt. Auch die Raben taten sich gütlich daran.

Nun aber kommt das Erstaunliche, für unseren Menscheng Geist Unfassbare. Als ich mich Anfangs April durch die noch immer hohen Schneemassen mühsam zu meinem Beobachtungsplatz gearbeitet hatte, belebten sechs junge Raben den Horst. Jetzt, zu einer Zeit, da Fallwild in Fülle Nah-

rung bot, hatten Joggi und seine Gesponsin ihre Nachkommenschaft verdoppelt, als hätten sie zur Zeit der grossen Winternot, da die Eier gelegt wurden, gewusst, dass heuer der Tisch besonders reich gedeckt sein würde und man es sich leisten könne, mehr Junge aufzuziehen.

Joggi und Gemahlin leben noch immer in vorbildlicher Ehe. Wenn ich zur Hütte komme, ist er bald da und fordert seinen Tribut, während sie zurückhaltend geblieben ist. Ueber die Jungen im Horst führe ich genau Buch. Es sind meist drei, einmal wieder nur zwei, ein andermal vier. Aber die starke Nachkommenproduktion von damals wurde nie mehr erreicht. Es gab allerdings seither keinen so strengen, grausamen Winter und dementsprechend so viel Nahrung durch eingegangenes Wild mehr.

Eduard H. Steenken

V E R N I S S A G E

Der Maler hat geschwitzt vorher, er musste zwanzig Rahmen aus dem Nichts herbeischaffen, er hämmerte, sägte, er fluchte auch, denn die «richtigen» waren es noch immer nicht. Am Tage der Eröffnung kannte man ihn nicht wieder, er hatte seinen dicken Nordpolpullover ausgezogen (endlich einmal, sagte seine kleine energische Frau) und an seiner Stelle eine Jacke aus gewöhnlichem blauem Stoff an. Er war auch rasiert. Ich bemerke das besonders, denn er ist eigentlich nie rasiert, oder nur dann, wenn er einmal auf ein städtisches Amt muss oder sonst zu einem unumgänglichen Gang in die Stadt sich rüstet.

An der Vernissage musste er anwesend sein, selbst seine Frau konnte ihn nicht ersetzen. Ich weiss nicht, ob Sie, lieber Leser, einer solchen Eröffnung schon einmal beigewohnt haben.

Die Bilder hängen nun alle, die Landschaften aus dem Wallis im vorderen Saal, die Zirkusszenen und die Kinderporträts im hinteren. Ein Tischlein ist am Eingang aufgestellt. Um vier Uhr erscheinen die Leute: drei, vier Bekannte des Malers, die ihn nie «im Stich» lassen, auch wenn sie nie etwas kaufen oder doch nur bei einem gewaltigen Preisablass, ein paar Neugierige, von denen man nicht weiss, ob sie etwas von Malerei verstehen oder nicht, die zirka fünf Snob-Figuren, die man bei jeder Vernissage bemerkt und die gerne von den bereitgehaltenen Likören, blonden Spezialbieren mit Salzstengeln nehmen und dann knabbernd, schlückelnd und mit gekrausten Stirnfalten den «Gang antreten». Gelegentlich kommt einer der Snobs in Trance, gewöhnlich beim schlechtesten Bild, das der Maler nur mit Geringschätzung aufgehängt.

Immer ist auch ein «Herr Doktor» oder ein «Herr Professor» da, den jeder zumindest so anredet, und den doch keiner genau kennt. Die kleine Frau des Malers ist beglückt, dass die «Schneiders» auch gekommen sind und sich endlich zur Abnahme eines Bildes entschliessen, auf das sie schon vor einigen Monaten eine Anzahlung von zweihundert Franken leisteten. Und die kleine Frau rechnet so ganz im stillen auf diese und jene Freunde, die versprochen haben zu kommen und auch auf eine gewisse Frau Direktor Bässli, die schon lange eine Walliser Landschaft ihres Mannes erwerben wollte. Frau Direktor Bässli ist zumindest jedesmal, wenn sie ein Bild des Malers erblickt, ganz entzückt. Leider ist sie gewöhnlich von «ärgerlichen» andern Ausgaben gequält, der neue Wagen wurde noch nicht bezahlt, oder ihr Sohn hat gerade Skiferien in St. Moritz angetreten.

Fräulein Vera Wegmann, die Lokaljournalistin vom «Generalblatt», will mit ihrer lieblichen, von Sommersprossen gepunkteten Stirn wissen, warum der Maler so viel Mauve verwendet. Der Maler liebt solche «Laienfragen» gar nicht, aber lässt sich das heute nicht anmerken und versucht eine weitschweifige Erklärung.

Es wird nach zwei Stunden noch ein Bild verkauft. Ein ganz kleines, ein Pastell. Der Erwerbende ist hell begeistert, man spürt sofort, dass er die Kunst liebt. Nur viel Geld hat er nicht, und während er mit der Galeriebesitzerin ein kleines Abzahlungssystem leise in einer Ecke des Salons debattiert, winkt man dem Maler. Was wollen Sie, er ist einverstanden, er trennt sich zwar im Gehei-

men schwer von diesem kleinen Bild, aber er braucht Geld, nicht einmal die Farben vom Sommer wurden bis zur Stunde bezahlt.

Plötzlich betritt ein ganzer Schwarm Leute die Ausstellung in einem Augenblick, wo man niemanden mehr erwartet. Eine kleine Reisegesellschaft? Nein, sie sprechen den Akzent der Region, es sind Delegierte, die von einer Sitzung zurückkommen, und die ganz zufällig an der Galerie vorbeikamen. Der Maler wird in Gespräche gezogen und einer der Herren meint vorwurfsvoll, den Ryffelberg hätte er unbedingt von der Ostseite, statt vom Süden her malen müssen. Man ist entzückt, man reibt sich die Hände, aber erworben wird kein Bild mehr.

Die kleine Frau des Malers, lieblich lächelnd und auf jede Frage Antwort gebend, wartet, dass ein Wunder geschehe. Es soll vorgekommen sein, dass ein gewisser Herr T. mit einem Schlage in dieser Galerie fünf Bilder von einem fast unbekanntem Künstler erwarb und sofort mit einem gültigen Scheck zahlte. Ach, dieses Wunder — wie gern hätte man ihr das gegönnt — tritt nicht ein. Es wird spät, und die Galeriebesitzerin erinnert höflich daran, dass sie schliessen müsse.

Zurückgeblieben sind die ewigen Freunde, die den Maler umringen, und Gerald lädt ihn und seine Frau zum Nachtessen in den «Weissen Schwannen» ein. Gerald pestet auf die Leute, die nur ihre technischen Apparate im Kopf und im Herzen hätten und für Kunst keinen Rappen mehr übrig haben, der Maler sehnt sich schon wieder nach seinem speckigen Pullover zurück, nach seinem zügigen Atelier, das nach alten Farben, Leim und Holz riecht. Seine kleine Frau ist die Heiterkeit selbst und ist nun mit einem Mal überzeugt, dass Frau Direktor Bässli eines der grossen Bilder erwerben wird.

Andern Tags ist es still wie in einer Dorfkirche. Die Vernissage gehört schon der Vergangenheit an. Der Maler ist wieder auf dem Lande, seine kleine Frau sitzt an dem bewussten Tischchen, gleich beim Eingang und strickt an einem Lätzchen. Es kommt niemand mehr. Frau Direktor Bässli soll nach Kairo geflogen sein.

Die vier verkauften Bilder am Ende der Ausstellung reichen gerade aus, um die Unkosten zu decken ...